



tredition®

[www.tredition.de](http://www.tredition.de)

**Fabian Kleiker**

# **Zwei Seelen und ein Geist**



tredition®

[www.tredition.de](http://www.tredition.de)

## Zwei Seelen und ein Geist

© 2013 Fabian Kleiker

Umschlaggestaltung, Illustration:  
Fabian Kleiker

Korrekturat:  
Saskia Schulte  
[www.Text-wird-Buch.de](http://www.Text-wird-Buch.de)

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN: 978-3-8495-7144-3

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

### Kapitel 3

Es ist der pure Wahnsinn. Nur zehn Minuten habe ich gebraucht, um einen Kombitauglichen Parkplatz zu finden. Und siehe da: Da war er. Ich musste wenden, um einparken zu können, und diese Oma von nebenan parkt ihre verdammte Handtasche auf Rädern, auch Smart genannt, dahin. Natürlich direkt in die Mitte, sodass bloß ja zwei Meter vorne und hinten als Rangierabstand für diese S-Klasse-Rettungs-Kapsel übrig bleiben. „Bitte zwei Meter Abstand halten. Fahrzeug schert aus!“ Verfluchte Alte ... dass die sich überhaupt noch erinnert, wo sie wohnt. Fragt mich jeden verfluchten Morgen, wie ich noch mal heiße. Einmal habe ich geantwortet: „Torben. Ich bin dein schwuler Sohn. Ich vögel’ Kerle, Mama. Nur dass du’s weißt.“ Kurze Pause. „Ich bin Schokoschubser!“ Sie hat dann den ganzen Tag nicht mehr mit mir geredet. Dann kam der nächste Morgen: „Guten Morgen junger Mann. Wie war doch gleich Ihr Name?“ Vierzig erste Dates ... die Frau vergisst alles über Nacht. Ich habe kurz überlegt, ob ich sie in zweiter Reihe zuparken soll. Hab’s dann aber doch gelassen. Hier wohnen zu viele Leute, die gleich die Polizei rufen, wenn mal jemand das Licht am Auto anlässt. „Ich glaube, der Wagen wurde gestohlen. Da ist Licht an.“

Jetzt stehe ich zwei Straßen weiter geparkt. Auch nicht verkehrt. Meine Freundin sagt ja immer, dass mir ein bisschen Sport mal gut tun würde. Jetzt muss ich 482 Schritte vom Auto zur Haustür gehen. Ihr würde es gefallen.

Vor der Haustür angekommen, laufe ich regelrecht dagegen. Natürlich. Um zwanzig Uhr wird hier einmal abgeschlossen. Ab zweiundzwanzig Uhr dann zweimal. Wir sind ja paranoid. Hier wird ja täglich eingebrochen und die Kidnapper lauern hinter jedem Busch. Ach, wie oft flüchte ich selber von den bösen Vergewaltigern, die im Vorgarten gegenüber auf ihre Opfer lauern. Deswegen auch die Frauenparkplätze vor dem Wohnbunker. Ich wohne in einem Hochhaus. Sollte ich vielleicht mal erwähnt haben. Frauenparkplätze. Als Frau fänd' ich das ziemlich erniedrigend. Für Männer eine tolle Sache. Was eigentlich Sicherheit schaffen soll, ist doch die perfekte Zielscheibe. Ich mag Frauenparkplätze. Als Triebtäter ist man doch jahrelang ziellos durchs Parkhaus geirrt. Das hat nun endlich ein Ende.

Und damit nicht genug. Es gibt ja auch noch die „Mutter-Kind-Parkplätze“. Als Vater mit Kind hast du direkt die Arschkarte gezogen. Da kannst du wie ich zwei Straßen wei-

ter parken und dir einen Weg mit den Blagen quer durch das verdammte Viertel bahnen.

Ich schließe die Haustür auf. Klock, knack und die Tür gibt endlich nach. Sie geht auf! Ich bin erstaunt. Der Flur ist dunkel. Wie in einem schlechten Horrorfilm. Zwischendurch sieht man ein paar rote Lämpchen mal blinken. Gerade dann, wenn man sich bewegt. Ich bin Informatiker. Ich bin informiert. Hier sind Kameras. Gut, das wusste ich schon, als ich eingezogen bin. Ich musste unterschreiben, dass ich damit einverstanden bin, dass der Hauseingang videoüberwacht wird. War mir rechtschaffen egal. Warum sollte es mich auch stören? Ist doch besser fürs Memoiren-schreiben. „Hömma, Vermieter. Wo war ich am letzten Donnertag eigentlich?“ Ich denke, die Smart-Omi macht davon regen Gebrauch.

Was mich allerdings nervt: Überall blinken die Lämpchen. Ich weiß, dass die Infrarot-scheinwerfer mein Antlitz, für mich nicht sichtbar, taghell erleuchten und die Aufnahmen längst schon im Kasten sind. Ich kenne die Kameras. Ich verkaufte sie ja selber. Aber Licht einschalten ... das passiert im Traum nicht. Nein ... erst mal drei Meter in den Flur rein und auf den Schalter drücken. Da sind wir traditionell. Die Kameras haben ja eine Ausfallrate von 0,3 % und wir wollen ja Strom sparen. Alles klar.

Ich gehe also in den Flur und finde mich zwei Sekunden später auf dem Boden wieder. Schmerzen durchfluten meinen Körper. Ich bleibe liegen. Erst mal muss der Schmerz abklingen, bevor ich aufstehe. Ich habe mir irgendwo den Kopf angeschlagen. Bloß ... wo? Der Schmerz raubt mir fast die Sinne. Die Zeit, die ich hier schon liege, kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Schmerz durchströmt meinen Kopf und ich kann mein Blut durch die Adern rauschen hören. Langsam stehe ich auf. Mit der linken Hand halte ich mich dabei an der Wand fest. Langsam gehe ich vorwärts. Während meine Linke immer noch die Wand abtastet, greife ich mit der Rechten vorweg, um nicht noch mal gegen ein Hindernis zu laufen. Was auch immer es war, es ist verschwunden. Einfach weg. Eigentlich hätte es noch da liegen ... stehen ... was weiß ich ... müssen.

Hier muss er sein. Der Lichtschalter. Ja, ich habe ihn gefunden. Ich drücke darauf. Es knallt im Keller. Ein gutes Zeichen. Wenn das passiert, gibt es Strom für die Lampen. Bleibt es still, ist die Sicherung wieder mal weg. Es flackert. Leuchtstoffröhren tauchen den Flur und den Hauseingang in ein unbehagliches Licht. Hier soll sich niemand aufhalten, geschweige denn wohlfühlen.

Ich blinzele in den Flur. Ein Fahrrad lag wohl auf dem Boden. Beziehungsweise ... es liegt zumindest jetzt. Es befand sich ziemlich

genau hinter der Haustür, da, wo man es nicht sehen konnte, weil es drinnen dunkel war und die Beleuchtung von der Straße nicht ausreicht. Den Schleifspuren nach habe ich es ganze fünf geschätzte Meter durch den Flur befördert. Da ist noch was. Ein roter Fleck. Blut? Ich sehe an mir herunter. Da sind noch mehr Flecken. Warum habe ich heute ein himmelblaues und kein schwarzes Hemd an wie sonst? Natürlich ... das geht nie wieder raus. Ich bin müde. Ich fasse mir an die Stirn. Ich taste und fühle über meinem Kopf und da ... da ist etwas warm und ... feucht? Ich nehme die rechte Hand herunter. Blut. Scheiße. Ich suche mit einem Blick die Wand ab. Ich habe diesen Postverteiler wohl mit dem Kopf mitgenommen.

Das Ding ist quasi ein riesiger Briefkasten mit einzelnen Schlitz für jeden Mieter. Früher hatte das Haus nur einen Briefkasten. Wer zuerst kam, sollte die gesamte Post rausnehmen und in diese Fächer sortieren. Hat aber keiner gemacht. Jeder hat sein Zeug mitgenommen und den Rest von innen auf den Kasten gelegt. Jetzt hat jeder seinen eigenen, für den Postboten von außen zu erreichenden Briefschlitz und einen Schlüssel dafür. Der Verteilerkasten ist also antik. Wird nicht mehr genutzt. Ja ... und nun trägt er meine Blutspur.

Irgendwie ist mir schummrig. Ich möchte in meine Wohnung. Ich schließe die Tür. Ab-

schließen brauche ich nicht. Das passiert automatisch. Doppelt natürlich. Ist ja nach zehn. Verdammte Hinterwäldler ... in der Großstadt.

Ich habe immer noch Kopfschmerzen. Ich denke, die gehen auch nicht so schnell weg. Ich spüre das Blut meinen Nacken entlanglaufen. Ekliges Gefühl. Ich möchte mir das erst mal im Spiegel ansehen. Was unternehmen kann ich dann immer noch.

Ich schreite zum Aufzug und drücke auf den Knopf. Klasse ... er steht schon im Erdgeschoss für mich bereit. Irgendjemand ist also vor mir aus dem Haus gegangen. Interessant. Ich drücke auf die Vier. Südseite. Hier geht das wie im Krankenhaus. Jede Etage kann man zu beiden Seiten hin verlassen. Nur das Treppenhaus verbindet beide Seiten direkt.

Die Fahrt dauert ewig. Ich lehne mit dem Rücken an der Tür des Fahrstuhls, als diese endlich aufgeht. Beinahe falle ich erneut auf die Schnauze. Ich kann mich rechtzeitig abfangen und es verhindern. Ich gehe langsam den Flur entlang. Ich stehe vor der Wohnungstür. Ich suche den Schlüssel ... verdammt ... wo ist der ... Schlüssel? Da. Ich hab' ihn. Beim dritten Versuch steckt er im Schloss. Habe ich getrunken? Keine Ahnung. Ist auch egal. Die Tür geht auf. Ich ziehe den Schlüssel ab und gehe hinein. Ich schalte das



Licht ein und ziehe die Tür hinter mir zu. Alles leer und leise. Wo ist Janine?

„Schatz?“, rufe ich in die Wohnung. Es ist zu früh, ins Bett zu gehen. Wir haben gerade mal halb elf oder so ... wo ist sie nur? Ich kann kaum noch stehen. In meinem Schädel spielt ein Orchester. „Schatz? Bist du zu Hause?“ Ihre Jacke ist nicht da. Wo ist sie nur? Süße ... ich brauche dich. Ich brauche deine Hilfe.

Ich kann kaum reden. Mein Mund ist trocken. Ich bin kaputt ... Janine ... wo bist Du?

Ich schaffe es ins Schlafzimmer ... Hinlegen? Dumme Idee ... nicht solange ich hier rumblute ... das gibt nur Ärger. Da spielt die Farbe der Betttücher keine Rolle mehr ... Sie ist nicht da.

„Janine?“ Ich schaffe es nur noch, ihren Namen zu röcheln. Mein Hemd ist nass. Scheiße. Wo ist mein Engel bloß?

Die Farbe weicht aus meinem Blickfeld. Alles wird immer mehr schwarz-weiß und mir wird eines langsam bewusst: Sie ist nicht da. Ich drehe mich um. Ich fixiere die Wohnungstür. Ich muss es schaffen. Schritt für Schritt schreite ich vorwärts. Ich halte mich fest, wo es nur geht. Erst jetzt wird mir bewusst, wie groß diese Scheiß-Wohnung ist! Schritt für Schritt ... da ist die Tür ... nur noch ein paar Meter ... ich lasse Jacke und Schlüssel neben

der Tür liegen ... ich mache sie auf. Einfach raus hier. Mir wird schwarz vor Augen. Ich sacke auf die Knie.

Steh' auf, Jonas! Steh' auf! Ich klammere mich an die Türklinke und ziehe mich wieder hoch. Ich reiße die Augen auf. Hell ... viel zu hell ... ich blinzle in den Flur ... wieso ist die Tür offen? Ich werde sie wohl selber aufgemacht haben. Alles scheint so weit entfernt. Ich nehme ein Kind wahr, das schreit. Ein Kind? Ach ja ... die Nachbarin. Das Kind ist zwei Monate alt. Es ist ihr Drittes ... sie ist immer sehr gut zu ihren Kindern gewesen. Sie steht bestimmt auf, wenn das kleine Ding schreit ...

... ich robbe den Flur entlang. Dann versuche ich aufzustehen. Mein Kopf brennt. Die Schmerzen betäuben mich. Ich kann kaum atmen. Die Tür. Da ist sie ... ich ziehe mich an der Wand hoch. Ich muss mir an den Kopf gefasst haben. Eine Blutspur sucht sich den Weg die weiße Wand hinunter. Meine Hand ist klatschnass ... Scheiße. Ich balle die linke Hand zur Faust und schlage, so fest ich noch kann, gegen die Tür ... nichts passiert. Ich schlage noch mal.

Dann geht die Tür auf. Ich schaue in die Diele Richtung Küche. Die Wohnung ist so aufgebaut wie meine. Bloß spiegelverkehrt. Niemand da? Ich schaue nach unten. Da

steht der kleine Sohn von Daniela, meiner Nachbarin. Er schaut mich erschrocken an.

„Ist Mama da?“, höre ich mich fragen. Der Junge schaut mich entgeistert an. Ich kann nicht mehr stehen. Ich sacke auf die Knie. „Bitte ... ist Mama da? Hol' Sie bitte ...“ Ich höre mich selber sprechen. Wo bin ich? „Sebastian? Wer ist an der Tür?“ Sebastian ... ja, so hieß er. Sebastian sagt kein Wort. Er glotzt mich mit großen Augen an. Ich scheine ein schlimmer Anblick zu sein.

„Oh mein Gott!“ Ich schaue nach oben. Daniela ist über ihrem Sohn aufgetaucht. Sie kommt schnellen Schrittes die Diele entlang gelaufen. Ich schaffe es nicht mehr, noch ein Wort zu sagen.

Sie schiebt Sebastian auf Seite. „Jonas, was ist mit dir passiert!?“

Diesmal höre ich keine Antwort von mir selber. Ich höre nichts mehr. Mein Bild wird dunkler ... schwarz. Ich spüre, wie ich in mich zusammenfalle ... alles wird schwarz... wird dunkel ... leise ... keine Schmerzen ... dunkel ... leise ...

schwarz.

## Kapitel 4

„Hoch auf dem gelben Wagen ...“ Wo zur Hölle bin ich? Ich bin wach, aber bin es auch wieder nicht. Was ist passiert? Eben war ich vor Danielas Tür. Wo bin ich jetzt? Ich weiß es nicht. Alles schaukelt. Mir ist schlecht. Mir ist furchtbar schlecht. Mein Kopf ist voller Nebel ... scheinbar komme ich zu mir ... oder ich träume. Ich weiß es nicht. Wo, zur Hölle, bin ich?

Ich versuche die Augen zu öffnen. Es tut weh. Ich warte lieber ein bisschen. Ich höre Stimmen. Ich kann nicht verstehen, was sie sagen. Ich versuche mich zu konzentrieren. Es klappt nicht. Ich verstehe sie einfach nicht. Wo bin ich?

Ich öffne langsam die Augen. Ein jäher Wechsel. Vorher schwarz ... jetzt ist alles weiß. Viel zu hell. Dann wird es langsam dunkler. Ich kann Schemen erkennen. Bin ich auf einem Schiff? Hier schaukelt es so. Ich versuche den Kopf zu drehen. Es geht nicht wirklich. Ich öffne die Augen weiter. Ich spüre einen Druck an meinem Kopf.

„Willkommen zu Hause!“ Ich kann eine der Stimmen verstehen. Mittlerweile sind meine Augen wohl offen. Ich suche nach der Quelle der Stimme ... ein Gesicht taucht über mir auf. Ein junges Mädchen. Sie sieht hübsch

aus. Die blonden Haare hat sie im Nacken zusammengebunden. Alles schaukelt um mich herum.

Sie sieht mir tief in die Augen. „Können Sie mich verstehen?“ Ich versuche ihr zu antworten. Es geht nicht ... ich versuche zu nicken ... auch das geht nicht. Ich habe Schmerzen. Der Druck in meinem Kopf wird immer größer. Ich habe das Gefühl, gleich gibt es einen Knall und ich verstreue meinen Schädel hier ... wo bin ich eigentlich?

„Jaaa ...“, höre ich mich selber röcheln. „Gut“, sagt sie zu mir. Dann dreht sie sich kurz weg. „Fahr' langsam, ich habe ihn wieder.“ Die Schaukelei wird weniger. Bin ich in einem Krankenwagen?

„Sie hatten scheinbar einen Unfall. Sie haben sich eine schwere Platzwunde am Kopf zugezogen. Das ist nicht weiter tragisch; das kriegen wir wieder hin. Sie haben allerdings viel Blut verloren und sind ohnmächtig geworden. Sie sind hier im Krankenwagen. Wir bringen Sie ins Hospital.“

Ich habe ihre Aussage zu Protokoll genommen. Ich antworte nicht. Es fällt mir zu schwer. Sie ist schön. Sehr schön. Wer ist sie? Ist sie ein Engel?

„Bist du ein Engel?“ Sie lächelt mich an. „Vielleicht ...“ sagt sie. Ich habe scheinbar laut gedacht. „Sie scheinen ja wirklich wieder

voll da zu sein“, sagt sie. Wo soll ich sonst sein. Wenn nicht hier, wo dann?

Erst jetzt bemerke ich das Martinshorn. Wenn so ein Krankenwagen irgendwo vorbeifährt, muss ich mir immer die Ohren, beziehungsweise das rechte Ohr, mein Hauptohr, zuhalten, damit ich keine Kopfschmerzen kriege von dem Lärm. Hier drin hört man es kaum.

Ich mustere sie. Trotz ihres Lächelns sieht sie besorgt aus. Ob es ein Problem gibt? Sie sagte doch, es gibt keins. Oder habe ich das schon wieder vergessen. Ich öffne den Mund, doch bevor ich etwas sagen kann, drückt sie mir einen Finger auf die Lippen. „Sagen Sie nichts ... erholen Sie sich. Sie haben's gleich geschafft. Gleich sind wir da und dann wird man sich besser um Sie kümmern können.“

Besser als hier? Besser als diese blonde Fee? Ich weiß nicht, wer sie ist. Aber ich weiß, wenn eine Frau einen besorgt aussieht, ist man bei ihr in den besten Händen. Ich sage nichts. Ihr Finger hat meine Lippen verlassen. Sie ist nur noch ein Stückchen in meinem Blickfeld. Sie ist hinter mir. Der Druck im meinem Kopf steigt rapide. Ich kneife die Augen zusammen. Mein Körper verkrampft. Ich habe Schmerzen. Solche Schmerzen habe ich noch nie erlebt. Kann sie mir nicht irgendetwas spritzen und ich wandle durch einen Blumengarten? BITTE!

Der Druck lässt nach. „Sorry.“ Ich kann sie kaum hören. „Die Wunde hört nicht auf zu bluten.“ Ihre Stimme entfernt sich ... warte, blonder Engel ... warte auf mich ... wo bist du ... dann wird alles wieder still.

Und schwarz.

## Kapitel 5

Alles ist weiß. Schneeweiß. Dann lichtet sich die Helligkeit. Ich kann sehen. Es wird ein wenig dunkler. Ich sehe Schnee. Viel Schnee. Wo bin ich? Ich schaue von oben herab und ich weiß, dass das nicht real ist. Wo bin ich?

Ich sehe zwei Kinder im Schnee spielen. Sie bauen gemeinsam einen Schneemann. Eins baut und schichtet den Schnee mit einer wahrhaft filigranen Sorgfalt zu einem Schneemann zusammen. Das andere Kind schaufelt so viel Schnee zusammen, wie es nur geht. Schaufelt mit seinen kleinen, in dicke Fäustlinge eingepackten Händen so viel wie nur irgendwie möglich zu einem dicken Klotz zusammen und rollt diesen Klotz zu dem anderen Kind. Ich beobachte sie.

Ein Stück weiter steht eine Bank. Sie ist mir bisher nicht aufgefallen. Zwei Menschen sitzen dort. Scheinbar Erwachsene. Sie sitzen dort Arm in Arm. Sie küssen sich. Wo bin ich?

Ich „schwebe“ tiefer hinunter. Ich kann mich in diesem Szenario steuern. Ich weiß zwar nicht, wo ich bin, aber ich kann mich hier bewegen. Auch wenn ich scheinbar gar nicht hier bin. Ich bewege mich zu den Kindern hinunter. Ich stehe nun neben ihnen.